

Nur weil er da ist?

Was Extrembergsteiger antreibt, sich immer wieder Todesgefahren auszusetzen – und vom Nutzen, den die Gesellschaft davon hat

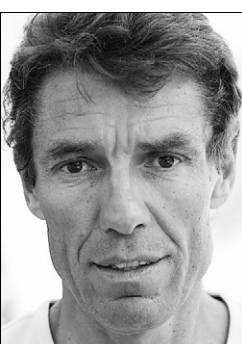
Von Robert Bösch*

Extrembergsteigen interessiert auch weite Kreise, die mit der Bergsteigerei nichts zu tun haben. Der Reiz der Todesgefahr, die Bewunderung der Leistungs- und Leidensfähigkeit und die Vorstellung, dass die beim Bergsteigen geforderten Verhaltensweisen auch im Alltag von Nutzen sein könnten, mögen Gründe für diese Faszination sein, wie der Autor ausführlich.

Weil er da ist, soll Mallory auf die Frage, weshalb er den Mount Everest unbedingt besteigen wolle, geantwortet haben. Er hätte auch eine substantziellere, ehrlichere Antwort geben können: Nicht weil dieser Steinhaufen da war, wollte er ihn besteigen, sondern weil der von ihm und Irvine versuchte Nordgrat nicht nur auf den höchsten Gipfel, sondern direkt in den Himmel der Weltberühmtheit geführt hätte. Ihm und seinem Partner war es zwar der Weg in die alpine Berühmtheit, aber gleichzeitig auch ins Jenseits. Wie Mallory und Irvine in den 1920er Jahren am Everest, wie die Deutschen am Nanga Parbat in den dreissiger Jahren, genauso waren die Franzosen Anfang der fünfziger Jahre am Annapurna vom selben Ehrgeiz getrieben. Maurice Herzog und Louis Lachenal gingen 1950 mit der Besteigung des ersten Achttausenders in die Alpingeschichte ein. Sie bezahlten ihren Erfolg am Annapurna jedoch teuer: Teilweise schwer verstümmelt kehrten sie in die Zivilisation zurück. Die Grande Nation dankte es ihnen. Sie wurden als Helden gefeiert, und Herzog, im Gipfelgang die treibende Kraft, wurde Ritter der Ehrenlegion und brachte es in späteren Jahren zu höchsten Regierungsämtern. Drei Jahre nach dem Annapurna war der Mount Everest an der Reihe: Tensing Norgay und Edmund Hillary waren die Gewinner in diesem Wettlauf um den höchsten Punkt auf Erden.

Ein Mix aus Abenteuerlust und Ehrgeiz

Extrembergsteigen zieht seine Motivation aus einem Mix von Abenteuerlust, Ehrgeiz, Ruhm- und Erlebnissucht. Auch wenn es heute schwieriger geworden ist, mit Bergsteigen zu Weltruhm zu kommen, bietet diese Tätigkeit nach wie vor ein geeignetes Feld, um öffentliche Beachtung zu erlangen. Auch dank der Tatsache, dass bergsteigerische Leistungen selbst für Fachleute schwierig zu vergleichen und zu werten sind. Was zwangs-



«Wer sich nur auf sein Glück verlässt, wird mit Sicherheit nicht alt.»

Robert Bösch, Fotograf und Bergführer

läufig dazu führt, dass in diesem oft verbissenen geführten Wettbewerb um Publizität – und Sponsoren – nicht immer den Besten die grösste mediale Aufmerksamkeit zuteil wird. Kommt hinzu, dass oft Halb- und Unwahrheiten verbreitet werden. Etwa bei der Ankündigung hochgesteckter Expeditionsziele, die oft schon beim ersten Blick auf den Berg zugunsten des Normalweges und eines traditionellen Expeditionsstils aufgegeben werden. Oder es wird aus einem «Alleingehen» am Mount Everest ein «Alleingang», was zumindest bisher kaum jemand geschafft hat.

Doch leistungsorientiertes Bergsteigen bietet mehr als nur einen interessanten Zugang zu Anerkennung und Bewunderung. Extrembergsteigen bedeutet ein reiches Feld an grossartigen Erlebnissen – eine Mischung, die ein spannendes Leben garantiert und erhebliches Suchtpotenzial umfasst. Die Attraktivität dieser «Sportart» gründet in der körperlichen Herausforderung und in der Faszination, die von der dauernden Auseinandersetzung mit der tödlichen Gefahr ausgeht. Letztere bewirkt zwar intensivstes Erleben, allerdings nicht nur von der angenehmen Seite. Einerseits ist es ein fast berauschendes Gefühl, manchmal die absolute Sicherheit zu fühlen, dass man der schwierigen Situation hundertprozentig gewachsen ist. Und die Gewissheit zu haben, dass man nie in Panik gerät, auch in den gefährlichsten Momenten nicht. Auf der andern Seite steht die Angst. Wer sich an ein grosses Projekt wagt, der wird von dem Moment an auch von der Angst begleitet. Zwar wird diese mit dem Handeln beziehungsweise Klettern vielfach in den Hintergrund gedrängt. Trotzdem, wer in einer grossen, schwierigen Wand klettert, hat normalerweise nur einen Wunsch, auch wenn er oftmals jahrelang alles unternommen hat, um in die Route einsteigen zu können: So schnell wie möglich raus! Abenteuer sind phantastisch, sofern man nicht gerade ein solches erlebt.

Zwei alpine Unfälle machten im vergangenen Sommer Schlagzeilen. Ueli Steck's Absturz an der Annapurna-Südwand, nachdem er, kaum einge-



Nur noch wenige Meter bis auf den Gipfel des Mount Everest.

ROBERT BÖSCH

stiegen, von einem Stein getroffen worden war, und der Lawinenunfall an der Jungfrau. Während Steck viel Glück hatte und unverletzt blieb, kostete der Unfall an der Jungfrau sechs jungen Soldaten das Leben. So verschieden die beiden Unfälle auch waren – hier der eigenverantwortlich handelnde Spitzalpinist, dort die betreuten Militärangehörigen –, sie belegen, dass Berge grundsätzlich gefährlich sind. Egal, ob man als Wanderer unterwegs ist oder als Alleingänger in eine zweitausend Meter hohe Wand eines Achttausenders einsteigt. Es gibt beim Bergsteigen keine «Unfallfreiheitsgarantie». Erfahrung, Können und eine gute Mischung zwischen defensivem und «angriffem» Verhalten sind Faktoren, die das Risiko verkleinern. Aber daneben braucht es vor allem auch Glück. Der Umkehrschluss gilt jedoch nicht: Wer sich nur auf sein Glück verlässt, wird mit Sicherheit nicht alt.

Klettern als Manager- und Lebensschule?

Die Auseinandersetzung mit der Gefahr, dem Risiko, fasziniert. Verständlich, dass in einer Zeit, in der Werte wie Grenzerfahrung, Zielstrebigkeit, Leistungswille hoch im Kurs stehen, gerne Parallelen zwischen der Welt des Bergsteigens und dem Berufsalltag gesucht werden. Managementkurse ohne Referent fürs Extreme. Die Annahme ist vermutlich nicht von der Hand zu weisen, dass Belastungssituationen und Entscheidungsszenarien in den beiden «Welten» Parallelen aufweisen. Trotzdem ist zu bezweifeln, dass sich systematisches Verhaltensmuster aus der Gipfelwelt in die Chefetagen – und umgekehrt – übertragen lassen. Für den einen mag das funktionieren, für den anderen überhaupt nicht. Ebenso bezweifle ich, dass

Managementkurse im Gebirge mehr bringen als irgendein Seminar zur Teambildung. Wo letztlich ein Bergführer darüber wacht, dass falschen Entscheidungen keine verhängnisvollen Taten folgen, kann gar nicht erfahren werden, was es heisst, eigenverantwortlich zu handeln – im Wissen, dass Fehlentscheide verheerende Konsequenzen haben können. Diese Erfahrung macht auch nicht, wer mit einem Bergführer oder einem deutlich stärkeren Partner klettert. Nur wer im Bewusstsein einsteigt, dass er die gefährlichsten Stellen selber vorsteigen muss, erfährt, was es bedeutet, eine schwierige Tour in Angriff zu nehmen.

Trotz den erwähnten Vorbehalten bin ich überzeugt, dass sich einiges aus dem Erfahrungsschatz des Bergsteigens in andere Lebensbereiche übertragen lässt oder zumindest Anstoss sein kann, alltägliche Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. So bin ich sicher, dass der Mensch viel ausdauernder und widerstandsfähiger ist – sowohl in physischer wie auch in psychischer Hinsicht –, als oft angenommen wird. Wenn man beobachtet, wo heute überall beinahe reflexartig psychologisch betreut wird, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass es vermutlich nicht immer absolut notwendig wäre. Bedenkt man die vielen Erlebnisse, die man als Extrembergsteiger fast zwangsläufig irgendwann einmal macht, so stelle ich fest, dass alle diese manchmal sehr schlimmen, vielfach traurigen Erlebnisse auch ohne psychologische Betreuung überstanden haben. Der Mensch funktioniert auch in schwierigen Momenten recht gut. Ähnliches gilt auch in physiologischer Hinsicht: Was sollte man nicht alles gemäss Ernährungswissenschaft zu sich nehmen, um leistungsfähig zu sein. Leider kann man sich nicht

immer daran halten: Wer einen Achttausender besteigt, isst oft 24 Stunden oder länger mehr oder weniger nichts. Der Körper kann in der Höhe kaum Nahrung zu sich nehmen.

«Vergessen sind Angst, Durst und Kälte»

Auch der Erstbegeher der Eigernordwand, Anderl Heckmair, machte überraschende Erfahrungen etwas abseits bekannter Ernährungstheorien. Nach der mehrtägigen Durchsteigung des Walkerpeilers in der Nordwand der Grandes Jorasses, stellte er erstaunt fest, dass seine Schnapsflasche, aus der er regelmässig getrunken hatte, komplett leer war. Sein Partner, strikter Antialkoholiker, hatte nichts davon gehabt. Im Gegensatz zu ihm hatte Heckmair keine Erfrierungen erlitten. Sein Fazit: «Alkohol, mässig genossen, schadet auch in grösseren Mengen nichts.» Überhaupt ist man als Bergsteiger bezüglich Flüssigkeitshaushalt gezwungen, einige Einschränkungen an den Idealvorstellungen neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse zu machen. Aus Gewichtsgründen hat man normalerweise kaum wesentlich mehr als eine Literflasche bei sich. Nicht dass Durst etwas Angenehmes wäre. Aber man kann auch nach zwölf Stunden noch klettern und fällt nicht wegen Flüssigkeitsmangels aus der Wand. Dafür wird einfaches Wasser zur grössten Kostbarkeit und schmeckt fast so gut wie das Bier danach.

Überhaupt ist danach alles wunderbar: Vergessen sind Angst, Durst, Schmerzen, Kälte – nur noch die Erinnerung an ein intensives Erlebnis und ein manchmal heimlicher, manchmal weniger heimlicher Stolz auf das Geleistete. Und vielleicht wird man sogar noch von jemandem bewundert.

* Der Autor ist Fotograf und Bergführer und lebt in Oberägeri.

Im Fokus

Mein Vater nahm mich schon früh in die Berge mit. So richtig gepackt hat mich aber das Berg-Virus nach dem Drama am Eiger im Jahre 1957. Zwei Deutsche und zwei Italiener waren weit oben in der Nordwand blockiert und riefen um Hilfe. Eine Rettungskolonie trug ein Stahlseilgerät auf den Gipfel, und einer der Italiener, Claudio Corti, konnte gerettet werden. Das Medienecho war riesig, vor allem weil der Eiger von der Kleinen Scheidegg aus so gut eingesehen werden kann.

Ich begann Bergbücher zu lesen, zuerst «Die weisse Spinne» von Heinrich Harrer, einem der Erstbegeher der Eigerwand. Es folgten die Beschreibungen über die Eroberung der Alpen. Da beeindruckten mich vor allem die Bergführer. Ihre Leistungen lassen sich erst beurteilen, wenn man einige ihrer Routen kennt und sich in die Situation von damals versetzt. Die Anmarschwege waren lang, Hütten gab es noch kaum, und die Ausrüstung war wirklich prähistorisch.

Trotz ihren bewundernswerten Leistungen hatten die Bergführer den Gipfelruhm ihren «Herren» zu überlassen. Meine Lieblings-Bergführer aus dieser heroischen Zeit sind Christian Klucker, der steilste Eiscouloirs ohne Steigeisen



Mythos Bergführer

Von Benedikt Weibel*

erstieg, mit seinem Pickel Hunderte von Stufen hackend, und Josef Knubel, welcher an der Aiguille de Grépon einen extrem schweren Granitriess bezwang, welcher nach dem Namen seines «Herrn» als «Mummery-Riss» in die Berggeschichte einging.

Ich ging so oft wie nur möglich in die Berge, und bald einmal war mein höchstes Ziel, Bergführer zu werden. Stolz rückte ich in den Bergführerkurs ein. Wochenlang standen Alpinetechnik und schwere Touren auf dem Programm, aber auch Botanik und Betreuung der Gäste. Unser Klassenlehrer zeigte uns, wie man Suppe schöpft, ohne einen Tropfen zu vergiessen. Noch heute denke ich beim Schöpfen an den leider viel zu früh in den Bergen verunglückten Bruno Kohler. Ich bestand die Ausbildung und die Prüfungen und arbeitete einige Zeit als Bergführer, im Militär, vor allem aber mit Jugendgruppen.

Ich lernte, was führen heisst. Der Bergführer geht voraus und entscheidet. Das schwächste Mitglied der Gruppe nimmt er hinter sich. Der oder die Stärkste geht am Schluss. Der Bergführer wacht darüber, dass die Gruppe immer kompakt bleibt. Während der Tour und in der Hütte betreut er seine Gäste mit dem Ziel, ein unvergessliches Bergerlebnis zu vermitteln. Über allem aber steht sein Primärauftrag: Die ihm anvertrau-

ten Menschen wieder sicher ins Tal zu bringen. – Später ist mir bewusst geworden, dass diese Regeln nicht nur am Berg gelten. Das wohl erste Führungshandbuch in der Geschichte ist die Benediktus-Regel aus dem 6. Jahrhundert mit Anweisungen an den Abt für die Führung seines Klosters. Da findet sich dieser schöne Satz: «Vielmehr soll er stets daran denken, dass er die Leitung von Seelen übernommen hat, für die er einst Rechenschaft ablegen muss.»

Ich übe den Beruf als Bergführer längst nicht mehr aus, gehe aber immer noch in die Berge. Sonne, warmer Fels, Alpenblumen, grossartige Sicht, es ist eine wunderbare Welt mit viel Erlebnisgehalt und Erholungswert. Nie aber darf man vergessen, dass diese Welt auch ein anderes Gesicht hat. Ein Misstritt, ein Wettersturz, ein verklemmtes Seil, sehr schnell kann aus der Idylle ein Überlebenskampf werden. Wer in diese Welt eintritt, muss sich der stets vorhandenen Gefahren bewusst sein. Und deshalb ist es immer noch empfehlenswert, sich dabei von einem Bergführer begleiten zu lassen.

* Benedikt Weibel ist patentierter Bergführer und ehemaliger Generaldirektor der SBB. Heute ist er u. a. Delegierter des Bundesrates für die Euro 08. Weibel äussert sich an dieser Stelle – alternierend mit dem Freizeitforscher Hansruedi Müller und den Zürcher Soziologen Markus Lamprecht und Hanspeter Stamm – regelmässig zu verschiedenen Aspekten der Freizeit.